traum der Gezeiten: der König der Ströme, der herrliche Rhein. Die Freude bringt er, die unverwüstbare Lebensluft, trotz allem, trotz allem. Im Schnee der höchsten Berge stand seine Wiege, auf den Gipfeln des Abendlandes, das sein Schicksal ist. Den Sternen am nächsten, sucht er die tiefsten Täler, darin die Lieder die Nächte durchklingen. Stolze Burgen geben dem Recken das Ehrengeleit. Alle Fülle des Lebens drängt sich um ihn. Zukunftsgläubig ist er von Anbeginn, rauschender Mythos, der König der Ströme ...

Nun hat sie der Frühlingsvollmond verzaubert. Alle sind sie beieinander, die deutschen Flüsse, die wundersam zusammenfinden in guter Kameradschaft. Der Ostwind hat sie gerufen, mit frischer, junger Stimme, und bringt die Oder, die Herrin der gesegneten Gebilde der östlichen Ebene, die fruchtbare Mutter Schlesiens, und bringt den Gruß der fernen Weichsel im Glorienschein der Marienburg. Und fernerher dringt noch die wehmutsvolle Stimme der kleinen Memel, um nicht vergessen zu werden, wenn die Sehnsucht durch Deutschland fährt ...

Ja, die Sehnsucht fährt durch Deutschland. Einst zog sie aus dem Dickicht Germaniens gen Mittag, der lockenden Sonne nach, das große Südreich zu gründen, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, blutpraller Knabentraum jungerwachter, erdstarker Stämme und kreuzfahrender, himmelstürmender Kaiser. Dann wandte sie sich gen Sonnenaufgang zurück, vollbrachte das große Arbeitswerk des deutschen Mittelalters mit Kreuz und Pflug: die friedliche Rückdeutschung des weiten Ostraums von der Düna zur Donau, vom Baltischen zum Schwarzen Meer. Die Weichsel, sie erzählt es im Rauschen dieser Nacht, die Weichsel wurde wichtiger als der Rhein. Und die Oder wurde wieder ein deutscher Strom. Die Wellen der Erinnerung beginnen zu klingen. Aus ihrer Tiefe schallt ein sehnsüchtig Lied: „Nach Ostland wollen wir reiten ...“

Nun ist Heimkehr, jetzt ist Heimwehnacht. Die Wellen der Weichsel tragen die Grüße von Veit Stoß aus Krakau und von Nikolaus Kopernikus aus Thorn hinab zur Marienburg, deren Zinnen im Vollmond blinken und winken. Und dort, wo die Oder die Sudeten durchbricht, um ins Reich zu wallen, von jenen Tälern weit und Höhen, dem schönen grünen Wald, jubelt voll verhaltener Inbrunst die unsterbliche Liederseligkeit des oberschlesischen Freiherrn und breitet über die frühlingsholde Wundernacht ihren Eichendorffzauber mit seinem Heimatgruß: „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“

Diese einzige Melodie steigt in dieser beglückenden Nacht aus dem stillen Rauschen der Wasser. Aus den verwunschenen Träumen aller Dinge weht sie empor und hat nur eine Seele, einen Namen: Deutschland!

So sind sie nah beieinander, die deutschen Flüsse, ineinandergeflossen und eins, ein einziger Strom der Sehnsucht. Und also begnadet rauschen sie aus dem Märchen der Vollmondnacht in ihr Bett der Wirklichkeit, hinein in den Frühling des Vaterlandes.

Kolonialpionier in Afrika

50. Wiederkehr des Todestages Gustav Nachtigals

Rein äußerlich gesehen mag die Behauptung, daß wir Deutschen fremde Entdecker und Forscher fremder Länder besser kennen als unsere eigenen Landsleute, die Großes auf diesem Gebiet geleistet haben, übertrieben erscheinen. Aber es ist wirklich so. Wir wissen, daß Cook Australien entdeckt hat, aber wer weiß, daß es ein Deutscher war, Leichhardt, der den jüngsten Kontinent nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Besiedelung durch seine Reisen erschloß! Leichhardt starb unter den Speeren der Eingeborenen in dem fremden Land. Auch Gustav Nachtigal starb fern der Heimat an einer Krankheit, die er sich auf seinen afrikanischen Reisen zugezogen hatte; er ist nur 51 Jahre alt geworden.

Mit der Erforschung vor allem des mittleren und nördlichen Afrika verhält es sich ähnlich, wie mit der Durchforschung Australiens (übrigens, an der Erschließung des nordamerikanischen Kontinents waren viel, viel mehr Deutsche beteiligt, als die angelsächsische Welt dieses zugeben will, in Amerika kennt man ihre Namen, hier bei uns weiß fast niemand etwas von ihnen!). Fremde Völker herrschen jetzt dort als Kolonialmächte, deutsche Forscher haben die geographischen und ethnographischen Grundlagen für die Ausbreitung dieser Kolonialmacht geschaffen. Welchem durchschnittlichen Deutschen sind die Namen Heinrich Barth oder Gerhard Rohlfs geläufig. Sie waren es, die am Senegal und zwischen Niger, Nil und Kongo die weißen Flächen in der Karte Afrikas zum Verschwinden gebracht haben und Gustav Nachtigal war der Vollender ihres Werkes. Sein Name ist bekannter, denn mit ihm verknüpft sich die Erwerbung unseres deutschen Kolonialbesitzes Togo und Kamerun.

Nachtigal war ein Sohn der Mark Brandenburg. Er war eigentlich Arzt; zur Ausheilung eines Lungenleidens ging er nach Abschluß des Studiums nach Nordafrika und verbrachte mehrere Jahre in Algier und Tunis. Hier hatte er Rohlfs kennengelernt, der an ihn den ihm selbst gewordenen Auftrag der preußischen Regierung weitergab, durch die Sahara südwärts nach dem Reiche Bornu am Tschadsee vorzustoßen und mit der Bevölkerung dieses Gebietes für Preußen Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Nachtigal nahm die Aufgabe an, aber er zog nicht auf dem geraden und schon einigermaßen bekannten Weg nach dem Hauptort Bornus, Kuka, er wählte den vollkommen unbekannten Weg durch das von Europäern bis dahin fast unbetretene Gebiet von Tibesti — heute kultureller und wirtschaftlicher Mittelpunkt fremden Kolonialeinflusses und vielbesuchtes Ziel wohlhabender Globetrotter. Damals war für Nachtigal die Reise eine Kette unerhörter Mühsale und unaufhörlicher Gefahren, er hat sie uns selbst in seinem Werk „Sahara und Sudan“ geschildert, in schlichten Worten, sachlich berichtend, und doch hören wir in jedem dieser Worte ein Heldenlied. In Bardai, dem Hauptort Tibestis, wurde er wie ein Gefangener gehalten, einige Fluchtversuche mißlangen; als Nachtigal endlich eine neue Reiseetappe, Mursuk, erreichte, erhielt er die Nachricht, seine Braut, die holländische Forscherin Tinne, sei von Arabern ermordet worden. Und doch, trotz allem was sich ihm an Hindernissen entgegenstellte, erreichte Nachtigal, von seinen Freunden in Tunis fast schon verlorengegeben, im Sommer 1870 sein Ziel Kuka und konnte dort seine Aufträge ausrichten. Kuka wurde das Standquartier für Forschungsfahrten im Gebiet des Tschadsees, in Kuka erhielt er 1872 die Nachricht, die ihn aufs tiefste erschütterte, daß in der Heimat ein neues Deutsches Reich entstanden sei. Die Begeisterung verlieh ihm neue Kraft zu neuen Taten. Vom Tschadsee zog er ostwärts über die Oase Darfur und durch Kordofan und erreichte bei Khartum wieder die Grenze der Zivilisation.

Fünf Jahre lang hat Nachtigal das Gebiet zwischen der Sahara und dem tropischen Afrika durchzogen und durchforscht, das Ergebnis seiner Arbeit haben andere praktisch auswerten können. Eines aber war Nachtigal noch vergönnt für sein Deutschland zu tun: Wissenschaft und Politik hatten seine Leistung anerkannt, als Konsul war er in den Reichsdienst übernommen worden, nicht mehr ohne materiellen Rückhalt, nur auf seine Kraft, seinen Mut, seine Ausdauer und seine Geschicklichkeit in der Behandlung der Eingeborenen gestellt, unternahm Nachtigal nun seine Reisen, hinter ihm stand jetzt die Macht des Reiches. So konnte er am 5. Juli 1884 in Togo die deutsche Flagge hissen und das Gebiet unter den Schutz des Reiches stellen, und am 14. Juli das gleiche in Kamerun tun. Zwei reiche Gebiete waren damit deutscher Kultur- und Wirtschaftsarbeit erschlossen.

Es schien, als habe das Schicksal damit Nachtigals Lebensaufgabe als erfüllt angesehen. Die Strapazen der vergangenen Jahre hatten die Kraft des immer kränklichen Mannes zerbrochen. In der Heimat hoffte er noch einmal Erholung zu finden, er sollte die Heimat nicht mehr sehen. An Bord des Kriegsschiffes „Möwe“ starb er am 20. April 1885 auf der Höhe von Las Palmas. Dort wurde er zunächst beigesetzt. Als besondere Ehrung überführte man dann im Januar 1888 seine Gebeine nach Kamerun und dort hat der große Forscher und Pionier deutscher Kolonialkultur seine letzte Ruhestätte gefunden. C. E.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 33 | 24. April 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Rock

Militär- und Gesellschaftsroman von PAUL HAIN

Urheberrechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

(1. Fortsetzung)

Wenn das nicht ein netter Morgengruß für die Schönen ist, die da hinter den Fenstern lauschen oder rasch an die Gardinen schlüpfen und hinausspähen! Hier und da winkt sogar eine kleine Hand verstohlen oder eifrig — je nach Temperament — zum Fenster heraus, und vergnügte Gesichter lachen nach oben.

So geht es über den Marktplatz. Klapp — klapp — die Stiefel hämmern munter gegen das Pflaster.

Eine halbe Stunde später weht der frische, würzige Morgenwind aus den Villengärten von Herisdorf, und aus den Morgennebeln heben sich in der Ferne die dunklen Silhouetten der Bergwälder, die goldumzogenen Linien des Gebirges, über das die ersten Strahlen der Frühsonne rosig leuchtend hintasten.

„Zum Abend sind wir wieder da,
Jawoll, mein Schatz, juwivallera —“

So verklingt es in den hinteren Formationen des Bataillons.

„Na, das wollen wir erst mal sehen“, knurrt Leutnant Krummstädt bissig. „Der Marsch nimmt ja gar kein Ende. Das sieht mir noch gar nicht so aus, als ob wir bloß so'n paar Stunden im Gelände rumkriechen werden.“

Hans von Götsch tröstet ihn.

„Ist doch gut für Ihren Kopf, Kamerad. Passen Sie auf, zum Abend sind Sie wieder puppenlustig.“

Er selber ist guter Dinge. Da führt der Alte das Bataillon doch wahrhaftig bis runter nach Giersdorf, wie? Das geht nun bald schon anderthalb Stunden. Und der Tag wird immer schöner. Weiß Gott, im Juni ist die Welt am wundervollsten. Frühsommer! Das riecht alles wie frisch gewaschen. Nun ist die Sonne bereits über den Bergen. Der Leutnant von Götsch blickt mit der ganzen Hingabe seiner paar zwanzig Jahre in das Wunder dieses Morgens. Irgendeiner seiner Vorfahren hat vor hundert Jahren mal Sonette und sentimentale Geschichten geschrieben. Dabei sind die Reste des einst beträchtlichen Familienvermögens draufgegangen, und die Freiherrn von Götsch sind ein armes Geschlecht geworden, daß sich schlecht und recht im Dienste des Vaterlandes durchs Leben schlug. Aber etwas von jenem sentimentalen und dichtenden Ahnherrn steckt wohl auch in Hans von Götsch, und das macht, daß er die Welt träumerischer, verliebter und ernster ansieht als die meisten seiner Kameraden.

Das bißchen Dumpfheit im Kopf vom Liebesmahl im Kasino ist längst verflogen. Da hinten winken die Berge mit ihrer dunkelgrünen Pracht der Wälder. Deutlich stehen die Bauden auf dem Kamm des Gebirges gegen den blaßblauen Himmel, den nun die Sonne schon mit funkelnden Lichtern zu durchleuchten beginnt. Es wird ein warmer Tag werden. Smaragdgrün schimmern hier und da die Wiesenmatten auf.

Hans von Götsch liebt dieses Land, dieses Gebirge dort über alle Maßen. In einem jener verborgenen Bergnester steht noch das Schlößlein der Freiherren von Götsch. Jetzt ist es ein alter, ziemlich ramponierter Bau, in dem die Mutter mit ein paar Dienstboten haust. Im Sommer werden Zimmer vermietet. Der Vater ist als Oberst etwas zu früh in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt, die Witwenpension ist ein bißchen knapp.

Na — immerhin —, das Schlößlein steht noch, und der Leutnant von Götsch trägt den Marschallstab im Tornister wie jeder Leutnant, der den bunten Rock über alles liebt. —

Er fährt aus seinem Dahinträumen auf.

Kommandos werden von vorn durchgesagt. Potztausend, da ist man doch richtig schon „vor den Toren“ von Märzdorf, dem kleinen Nest? Rechts grüßt der Kynast mit der Ruine der alten Raubritterburg und links der Turm der Wilhelmsburg herüber.

Aha, hier also will der Herr Major heute Krieg spielen!

Hans von Götsch flutet es warm über das Herz.

Er ist bereit, dem Alten die Hand zu drücken. Denn da drüben liegt Seidorf, das nette, behäbige Kirchdorf, und in Seidorf liegt ein stattliches Haus, und in dem Haus —

„Bataillon — halt!“

Die Kerls stehen wie aus Eisen.

„Gewehr ab! Rührt euch!“

Klappt alles wie im Pantinenkeller. Die Leute sind fuchsmunter. Lieber um 3 Uhr morgens Alarm blasen und ins Gelände raus, als auf dem Exerzierplatz Griffe kloppen.

„Setzt die Gewehre ... zusammen!“

Also mal erst eine kleine Pause. Major von Stetten-

(Schluß folgt.)

und das Vermögen des Landwirts. Das Sprichwort: „Frauen

heim bittet die Offiziere zur Besprechung heran. Na ja, also Gefechtsübung. „Mal ordentlich die Leute durchkneten, meine Herren! Und wenn's bis zum Abend dauert."

Er schmunzelt.

„Und es wird so lange dauern. Ich habe befohlen, daß die Gulaschkanonen noch nachkommen, kleine Überraschung. Wir biwakieren zum Abend in Märzdorf. Später Nachtmarsch Richtung Heimat. Morgen vormittag dienstfrei!"

Feine Parole!

Noch einige nähere Anweisungen über die Vorbereitung und Entwicklung der Übung.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!"

Eine halbe Stunde später geht's los.

Als die Kuhherden mit ihren Glöckchen um den Hals ihren Wiesen zutraben, machen sie recht erstaunte Augen, wenn sie grüne Jägertrupps vorbeischleichen oder flitzen sehen. Die Hütejungens sind begeistert und schreien Hurra und wollen am liebsten mitmachen. Längst sind die Kompanien auseinandergezogen, das Bataillon hat sich sachgemäß entwickelt, auf den Berghöhen taucht hier und da der markierte Feind auf, Patrouillen kriechen durch das Dickicht. Ein Bäuerlein schreckt um die Mittagszeit entsetzt zusammen, als es im Waldesdunkel einen ganzen Zug Jäger im Graben liegen still, mucksstill wie die Toten. Beinahe gehen ihm die Gäule vor seinem Wagen durch. Ein Jäger springt schleunigst vor und kriegt sie noch am Zügel zu packen.

„Ach su — da hätt' ich glei bale geducht, daß 's die wilde Jagd von de Harrmannburg wär', un da sind es bluß die fünfer Jager! Hehe!"

„Nu mach amol, daß du weiterkummst, Großvoaterla, sunsten wirdst derschussen", grinst ihn der Jäger an und gibt die Pferde frei.

Der Alte kichert vergnügt.

„Das wär' mer ne recht, wu ich noch nich gevaspert hab' heite." Er läßt die Peitsche knallen und juckelt weiter.

Der Leutnant von Götsch steckt den Kopf über den Grabenrand und blickt hinterher. Er hat ganz dunkle, blitzende Augen. Da zwischen den Hinterrädern des Wagens baumelt ein Schild, und darauf steht: N. Berger, Seidorf.

Das ist ja nun nichts Besonderes, aber den Götsch interessiert das doch mächtig. ‚Der wird wohl für den Berger Holz fahren', denkt er. ‚Schade. Kam mir gleich bekannt vor, der Alte. Hätt' ihm Bescheid stechen sollen. Na, vielleicht hab' ich noch Schwein!'

Eine Weile später spritzt der Zug aus dem Graben raus und rennt in Schwarmlinie durchs Gestrüpp.

Mittag ist lange vorbei. Von hinten hat man Essen nach vorn geschickt. Es geht schon weit in den Nachmittag hinein. Die Wälder duften stark, es riecht nach Sonne, Sommer, Wiesen und Heu. Irgendwo gellen Signale. Dann ertönt lautes Hurra. Eine Kompanie ist zum Sturmangriff vorgegangen: hinter Giersdorf wird der Feind aus seiner Position endlich vertrieben. Das Gefecht hat damit seinen Höhepunkt erreicht und geht zu Ende. Das immerhin heiß ersehnte Signal „Halt" wird geblasen.

Alles sammelt sich.

Leider ist die Geschichte für die Herren Offiziere, wie sie wissen, damit noch lange nicht vorbei. Bisher haben sie im Laufe des Tages dem Herrn Kommandeur zeigen dürfen, was sie konnten. Nun aber ist Kritik, und der Herr Kommandeur wird seinen Offizieren ernsthaft sagen, was er von ihrem Können hält. Kritik muß sein, und daß sie immer süßsauer ist, wenn nicht bloß sauer, na, das muß eben so sein.

Sie fällt heute wider Erwarten gelinde aus. Die dickste Zigarre kriegt der Leutnant Krummstädt präsentiert. Er nimmt sie mit Haltung und Würde hin und ist dem Major trotzdem dankbar: denn sein Kater ist völlig verraucht. Etwas zweideutig und mit einem Blinzeln in den Augenwinkeln meint Herr von Stettenheim dann noch:

„Ich hoffe indessen, daß die Übung auch bei Ihnen ihren Zweck erreicht hat."

„Durchaus, Herr Major", antwortete Krummstädt unter dem beifälligen Schmunzeln der Kameraden.

Und danach ist es wirklich für heute zu Ende.

Märzdorf hat seinen großen Abend. Man hat nicht jeden Tag die Jäger zu Gast. Die Mannschaften fühlen sich hundewohl, und die Dorfmädels sind rein aus dem Häuschen vor Freude. Die Offiziere haben gute Quartiere gefunden. Beim Niederbauern haben es sich Hans von Götsch, die beiden Hauptleute von Kunnersdorf und Witzleben sowie Kummerstädt bequem gemacht. Beim Oberbauern liegen der dicke Oberleutnant Wedel, von dem die Sage geht, daß er einen ganzen Gänsebraten allein verdrücken kann, Leutnant Linkfuß und der junge Fähnrich Erdmann, der so nett aussieht, daß ihn die Oberbäuerin am liebsten auf den Schoß nehmen möchte. Major von Stettenheim und die andern Herren sind im Kretscham einquartiert, wo — wie sich Krummstädt despektierlich äußert — sie natürlich der Quelle am nächsten sitzen nach dem heißen Tage. Es sieht aus, als ob man die ganze Nacht über hierbleiben und erst am Morgen den Rückmarsch antreten würde. Jedenfalls hat der Adjutant so etwas flüstern hören. Aber trau' einer dem „Alten"!

Hans von Götsch steht in der Abenddämmerung eine ganze Weile vor dem Hause und starrt wie hypnotisiert nach Seidorf hinüber. Ein kleines, fröhliches Lächeln steht um seinen Mund.

„Na ja", sagt er plötzlich, „machen wir's so."

Und dann dreht er sich um und ruft nach seinem getreuen Wendolin Wimmer.

Der taucht aus der Tiefe des Gartens auf, wo er mit einer Magd herumgeschäkert hat, knallt die Hacken zusammen und sagt:

„Herr Leutnant riefen mir!"

„Mich, Wendolin, mich!"

„Ihnen?" fragt Wimmer treuherzig. „Aber Herr Leutnant, sollte ich mir so geirrt haben?"



„Herr Leutnant riefen mir!"

Götsch wirft einen seelenvollen Blick zum Himmel und sagt resigniert:

„Also meinetwegen. Ich habe dir also gerufen, aber ich meinte dich! Verstanden?"

„Befehl, Herr Leutnant!"

„Fein. Und nu hör' mal zu, Wendolin ..."

*

Wendolin Wimmer kennt seinen Leutnant, und der kennt seinen Wimmer. Es hat jeder seine Schwächen und seine Vorzüge. Zu den Vorzügen Wimmers gehört, daß er in gewissen Dingen ein sehr gewitzter Kerl ist.

Ein Auftrag wie der, den er nun erhält, ist ihm nicht fremd. Er nimmt also den Brief, den ihm Götsch in die Hand drückt, an sich, steckt ihn sorgfältig in die Tasche und sagt, beinahe nonchalant und väterlich, beruhigend:

„Herr Leutnant können sich auf mir — auf Wendolin Wimmer — verlassen. Ich mach' das schon."

Davon scheint auch Götsch überzeugt zu sein.

„Dann hau ab", sagt er wohlwollend, und Wimmer tigert los.

Es ist nur eine halbe Stunde rüber bis Seidorf, dessen Kirchturm von der Abendsonne umgoldet über die Dächer ragt.

Ein hübsches, breit hingelagertes Dorf.

Als Wimmer hineinkommt, stößt er gleich auf ein paar Kameraden, die ebenfalls rübergebummelt sind und sich offenbar über die holde Weiblichkeit dieses Ortes orientieren wollen. Hier läuft man auch nicht Gefahr, im Gasthaus mit den Herren Offizieren zusammenzustoßen.

„Der Wendolin! Mensch, was suchst du denn hier?"

„Dasselbe wie ihr. Mich was suchen!"

(Fortsetzung folgt)

Interview mit „Hamburger Willem"

Kleine heitere Sache von Adalbert Schücking

Hildesheim — wunderschöne Stadt, wenn die goldene Sonne auf ihren Dächern ruht. Tausende von Passanten bewundern jährlich die Denkwürdigkeiten, bleiben vor dem Rathaus stehen, staunen das Knochenhaueramtshaus an — wer aber käme auf den Einfall, einmal Hildesheims originellste „Denkwürdigkeit", den „Hamburger Willem", aufzusuchen?

Wir treffen ihn auf einer Bank vor seinem Hause sitzend an. Man liest ihm seine 80 Jahre, die er auf dem Buckel trägt, nicht so ohne weiteres vom Gesicht ab. Und doch hat ihn kürzlich erst der Oberbürgermeister aufgesucht und ihm die Geburtstagswünsche der Stadt überbracht.

Willem hat keine Lust, sich zu unterhalten. Er schaut in die milde Frühjahrsluft und zieht an seiner „Tobakspiepe".

Eine Frau geht vorüber und fragt uns, was wir von Willem wollen.

„Seinen richtigen Namen wissen!" ist unsere Antwort.

„Ach, wir nennen ihn hier immer nur den Hamburger Willem", erzählt die Frau, „aber sein richtiger Name ist Wilhelm Riemekaste. Hier kommen die Leute sogar aus Holland und der Schweiz, um sich unser Hildesheimer Original anzusehen. Manchmal ist es schon ein bunter Trubel gewesen."

Derweile pafft Onkel Riemekaste immer weiter lustig in die Luft und betrachtet uns mit gemütlichem Grinsen.

„Wie kam er eigentlich zu seinem ‚historischen' Namen?" ist unsere Frage.

„Das will ich Ihnen gern erzählen!" antwortet die Frau und fährt sich mit den Fingern über die Schürze. „Dann passen Sie mal auf: In Riemekastens Jugendjahren war es sein ewiger Traum, einmal nach Hamburg zu reisen. Das fiel damals nicht so leicht wie heute. Hamburg galt als große, geheimnisvolle Stadt, die mit den fernen Ländern zu tun hatte, und wenn früher irgendeiner etwas von sich her machen wollte, dann sagte er: ‚Ich bin sogar in Hamburg gewesen!'

Riemekaste machte sich nun auf den Weg, um auf Schusters Rappen nach Hamburg zu wandern."

„Kam er bald an?"

„Ueberhaup nicht!" fährt die Frau fort. „Kurz vor der Stadt Hannover packte ihn das Heimweh, und zwar so unbändig, daß er schleunigst wieder umkehrte und auf der Landstraße Hannover—Hildesheim heimwärts pilgerte. Er wanderte nachts, damit ihn keiner sah, denn blamieren wollte er sich nicht. In Hildesheim versteckte er sich tagelang auf dem Heuboden, um nicht von seinen Bekannten verspottet zu werden, bei denen er mit seiner großen Hamburger Reise geprahlt hatte. Die Geschichte ging auch gut, bis ..."

„Bis? ..."

„... also bis er eines Tages aus seinem Versteck hörte, wie unten auf dem Hof jemand mit seiner Mutter Krakeel schlug. Der Krach wurde immer gefährlicher, und jetzt gab es für ihn kein Halten mehr. Er steckte den Kopf aus dem Bodenfenster und brüllte auf den Hof: ‚Mensch, wenn ich jetzt nicht in Hamburg wäre, würde ich Dir schauerlich das Fell verbohlen!' Sehen Sie — seit dieser Stunde war unser guter Riemekaste ein für allemal unser ‚Hamburger Willem'."

Gelächter bei all den Umherstehenden. Selbst Willem grient, als er — vermutlich zum tausend und soundsovielsten Male — seine abenteuerliche Reise wieder hört. „Hören Sie", reden wir ihn an, „hätten Sie nicht heute (im Zeichen von Fliegendem Hamburger, Auto oder Flugzeug) einmal Lust, Hamburg zu besuchen?"

Willem schüttelt langsam den Kopf. „Was soll ich denn oa?" antwortet er. „Der ‚Hamburger Willem' bin ich ja trotzdem ..."

Und das blieb das einzige, was er zu unserem „Interview" beisteuerte. Ob er etwas geahnt hat, daß wir von der Zeitung kamen? Man kann nicht wissen, solche steinalten Originale sind meist sehr helle — —

Frühlingsfahrt der Flüsse

Ein deutsches Märchen, erzählt von Alfons Hayduk

Wenn der Frühlingsvollmond zauberhaft über den Wellen glitzert und sein milder Schein wundersam zart in die Träume aller Dinge gleitet, dann erwacht in den Tiefen die schlummernde Sehnsucht der Jahrtausende von neuem und flüstert im stillen Rauschen der Wasser ihr uraltes, ewiges Lied ...

Nicht mehr einsam wandern die deutschen Flüsse, sondern strömen zueinander in guter Kameradschaft. Geschwätzig kommt da ein schlankes Mägdlein daher, wandelbar und launenhaft. Erst in der Tracht ihrer stillen Mütter, wenig Worte findend, noch ganz benommen von den versonnen ruhenden Geheimnissen der tausend Erlengründe des Spreewaldes. Aber schon ist sie ein Weltkind, aufgeschlossen und munter, mit lustigem Geklapper, ist Berlin, die geschäftige, eilige Stadt. Eigensinnig ein wenig, ausgelassen auch — aber wer sie in ihrer Stille versteht, in ihrer heimlichen Traurigkeit in den einsamen Weiten der Mark, der liebt dies Heidekind, die Spree.

Frau Elbe, schon eine ältere Dame, sollte eigentlich Schlesierin werden: vom Hang der Sudeten entspringt sie, ein Kind der Riesenberge, denen sie erst südwärts enträt. Aber auch Prag, die seltsam verzauberte Stadt, ist nicht nach ihrem Sinne. So geht Frau Elbe wieder nach Norden. Dresden und das sächsische Barock gewinnen ihre Seele, die sächsisch wird, wie nur eine Flußseele sächsisch werden kann. Alle Tiefen ihres Gemütes rauschen auf. Vielverspottet, ist sie dennoch das freundlichste Wesen, ewig heiter von ihrer südlichen Jugend her, und dann von getragenem Ernst, ein fleißiger Fluß, der die Last des Lebens mit gütiger Geruhsamkeit hinabträgt durch die emsige Ebene des norddeutschen Landes.

Kürzer und ernster in ihrer Art, das ist die wortkarge Weser, blond mit blauen Augen, ein urdeutsches Kind. Sie trägt das schwere Wissen der edelsten Stämme. Jahrhundertalte Eichen, die Opferstätten gefallener Götter, grüßen stumm an ihren Ufern. Das ehrwürdige Kloster Corvey blickt herüber, und Teutoburgs Ahnenfeste schimmert am Horizont der Vergangenheit. Ernst und nachdenklich ist darum die Weser, der deutscheste Fluß.

Doch nicht weniger deutsch ist die Isar, der alten Mutter Donau fröhlichstes Kind. Freilich, die Donau geht in die Fremde, aber ihre liebsten Kinder bleiben in Deutschland. Vom Karwendelgebirge hüpft das Isarkind, bajuwarisch robust und gesund wie die Berge. Schon im Mittellauf erprobt es seine junge Kraft. Elektrische Werke treibt es wie im Spiele, eilt sorglos weiter und wird das heitere Symbol der kunstsinnigen Isarstadt. Von der Technik zur Kunst, das ist ihr ein kleiner, ein selbstverständlicher Schritt. Wirklichkeitsnah und dennoch selig verträumt, so kommt sie für alle ihre Geschwister, den Lech und den Inn, zur Frühlingsfahrt.

Aber nun kommt der Vater der Flüsse, kommt wie ein alter Gott der Vorzeit, weinlaubbekränzt, das Methorn im Arm. Sein ist das Füllhorn des Segens und der Sehnsuchts-